

Zeitschrift: (Der) Schweizer Geograph = (Le) géographe suisse
Band: 18 (1941)
Heft: 3

Vereinsnachrichten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geographische Gesellschaft Bern.

Bevölkerungs-Probleme von Französisch-Kanada.

Unter Französisch-Kanada versteht R. Blanchard, Professor an der Universität in Grenoble, der im Januar in der Geographischen Gesellschaft Bern einen Vortrag gehalten hat, die kanadische Provinz Quebec. Dahin gelangten die Franzosen als Pelzjäger 1604, also 16 Jahre früher als die Engländer in die Umgebung von Boston (USA.). Warum blieb das Gebiet nicht bei Frankreich, nachdem die Franzosen doch weit eher als die Engländer die kanadischen Seen erreicht hatten, sich die Indianer zu Freunden zu machen wussten und den Mississippi hinunter bis nach New Orleans gelangt waren? Nach 100 Jahren französischer Kolonisation standen zwei Drittel der heutigen USA. unter französischem Einfluss. Die Franzosen haben den Westeuropäern das Felsengebirge entdeckt. Die Zahl der Siedler war entscheidend. Von 1608 bis 1758 war die französische Kolonie von anfänglichen 8500 Seelen auf 63 000 Sellen angewachsen, während die Zahl der englischen Kolonisten in den 13 Neuengland-Staaten 1760 1,3 Millionen Einwohner betrug, wozu noch 300 000 schwarze Sklaven kamen. Das Mutterland Frankreich begünstigte die Auswanderung nicht; kein Bürgerkrieg trieb die Bewohner nach Amerika.

Wie dies häufig bei abgesplitterten Volksteilen der Fall ist, so blieben auch die französischen Kanadier konservativ, hielten streng an Sprache und Sitte fest, wie an ihrem katholischen Glauben; sie waren stolz darauf, ihre Ahnen wenigstens bis zur Zeit der Einwanderung nachweisen zu können, und in einer theokratischen Gesellschaftsform musste England die Franzosen speziell in der Provinz Quebec belassen, wo französisch sprechende Kanadier etwa 80 % der Bevölkerung ausmachen.

Das Klima Quebecs ist rauh, ist im Winter kalt und zeigt grosse Temperaturschwankungen, im Sommer mit seiner Moskitoplage heiss; aber die Franzosen erstarkten in diesem harten Daseinskampf und liebten die Arbeit im Walde und auf den Flüssen. Bezeichnend sind die grossen Familien. 10—20 Kinder sind häufig, ausnahmsweise werden es 30. Anfang des 19. Jahrhunderts war die Zahl der französischen Kanadier auf eine Million Einwohner, Ende des 19. Jahrhunderts auf zwei Millionen angewachsen; heute beträgt sie in ganz Kanada drei Millionen. Die Scheidung gegenüber den Angelsachsen ist eine ausgesprochene. 1860 beteiligten sich französische Kanadier auch in der Kleinindustrie. Die Grossindustrie aber und den Grosshandel haben die Engländer an sich genommen, die Franzosen blieben Arbeiter.

Trotz der noch verhältnismässig geringen Bevölkerungsdichte — in den gut besiedelten Teilen der Provinz Quebec leben ca. 10 Seelen per km² — macht sich schon heute eine Uebervölkerung geltend, die bei einer Bevölkerungszunahme von 2 % im Jahr immer schärfer in Erscheinung tritt. Wohl sehen die Farmen der französischen Kanadier gut aus, auch hier spielt der Autocar im Verkehr eine wichtige Rolle; doch ist die Bodenbearbeitung stark rückständig. Um eine Familie zu erhalten, sind 50—100 ha Land nötig; bei uns messen die Mittelbetriebe 10—20 ha. So wandern die französischen Kanadier in Nach-

barprovinzen aus oder nach den USA., wo sie in der grossen Menschenmasse untergehen. Da sie sich nur schwer der Industrie eingliedern lassen, so bleibt nur eine Lösung übrig, die Intensivierung der Landwirtschaft, die Düngung des Bodens, die Mehrung der Hektarerträge, so dass eine Familie mit der Hälfte oder einem Drittel der Bodenfläche auch zu bestehen vermag. W. St.

Damaskus, ein orientalisches Städtebild.

Ueber dieses Thema sprach in der Sitzung vom 28. Februar Fräulein Johanna Jenzer aus Bern. Die alte Hauptstadt Syriens liegt am Ostfuss des Antilibanon gegen die gelbgraue Steppe hin und am Ausgang der Schlucht des Barada, die eine ähnliche Entstehung hat wie die Klusen in Jura. Damaskus ist eine Oasensstadt, 300 m ü. M. gelegen, eine Pilger- und alte Handelsstadt an der Karawanenstrasse von Mesopotamien und dem Persischen Golf nach der Mittelmeerküste hin. Sie ist die Landstadt Syriens, Beirut die Hafenstadt. Weisser Kreidekalkstein, der dem Libanon den Namen gab, und Basaltdecken, wie sie das Haurangebirge und den Dschebel Drus aufbauen, lieferten die Bausteine. Der hohe Gebirgsrücken des Libanon hält die Westwinde, die vom Mittelmeer herwehen, ab. Diese bringen dem Küstenstreifen und Küstenabfall gegen das Mittelmeer Fruchtbarkeit. Der Antilibanon, durch einen tektonischen Graben vom Libanon getrennt, liegt ganz im Windschatten; er ist daher kahl, öde, wasserarm, um so mehr als die Walddecke bereits im Altertum gerodet worden ist. Kümmerliche Wacholderbüsche und Eichengestrüpp sind letzte Reste einer Vegetationsdecke. Damaskus erhält nur 25 Zentimeter Niederschlag im Jahr.

In die Oasensstadt Damaskus führte die Vortragende ihre Zuhörer, in die winkligen Gassen, die Souks, die Hofräume der alten Damaszenner Grosskaufleute, in die beiden Vorstädte, das alte Salihie, von dem man einen prachtvollen Ueberblick über die kuppelreiche Stadt geniesst, und in den Meidan, eine Strassensiedelung mit armseligen Basaren. Der Glanzpunkt von Damaskus ist die Omeijaden-Moschee. Sie ist erbaut als eine christliche Basilika mit drei gleich hohen Schiffen und einem Querschiff in der Mitte, an Stelle eines alten römischen Jupitertempels, dessen Grundmauern teilweise noch erhalten sind. Sie war Johannes dem Täufer gewidmet, und noch heute findet sich in der Mitte der Sarkophag dieses Heiligen. In der Zeit des Kalifates wurde die Kirche zweigeteilt und war gleichzeitig Gotteshaus der Christen wie der Mohammedaner. Das Querschiff erhielt eine Kuppel und das Innere einen reichen Schmuck von Koransprüchen. Der sonnendurchflutete Hof mit seinem Brunnen ist auf drei Seiten von schönen Arkaden umgeben. Hier sammeln sich an den Feiertagen die Gläubigen zum Gebet.

Der Barade erlaubt eine künstliche Bewässerung der Ebene vor der Stadt. Aus dem üppigen Grün von Obstgärten, Getreide- und Gemüsefeldern, Olivenhainen leuchten Dörfer und Einzelhöfe hervor, umgeben, als Schutz gegen räuberische Ueberfälle, von hohen Lehmmauern, über die sich schattige Nussbäume aus dem Innern der Höfe breiten. Hier hört man das Knarren der Noria, die das Grundwasser aus dem Boden hebt.

An alten Sehenswürdigkeiten ist freilich Damaskus nicht mehr reich; denn die Stadt erhob sich schon in alter Zeit an derselben Stelle wie heute; höchstens die Aussenteile wuchsen oder verfielen mit den Schwankungen der Bevölkerungszahl. Der Orientale kennt wenig Pietät dem Alten gegenüber. So wurden alte Bauten niedergedrückt und mit demselben Baumaterial neue errichtet. Syrien gehörte bis 1918 zur Türkei. 1920 auf der Konferenz in San Remo wurde ein unabhängiger Staat Syrien mit französischem Mandat gegründet. Die Franzosen teilten das 148 000 Quadratkilometer messende Gebiet in vier Teile, in Grosslibanon mit den Hafenstädten Beirut und Tripoli, in Damaskus, den Drusenstaat Hauran mit dem Dschebel Drus und das autonome Gebiet der Alauiten. Ein fünfter Teil, der Sandschak von Alexandrette, ging 1939 an die Türkei zurück. Mohammedaner, Juden, Christen, die in viele historische Sekten gespalten sind, bilden die 3 Millionen Einwohner. Das stärkste einigende Band der Bevölkerung ist der Islam.

W. St.

Völkerkunde und Urgeschichte in gemeinsamer Arbeit in der Aufhellung ältester Menschheitsgeschichte.

Als Gast der Naturforschenden und der Geographischen Gesellschaft Bern sprach am 14. März Herr Professor Dr. W. Schmidt aus Wien, heute in Freiburg (Schweiz), über dieses wichtige und interessante Thema. Die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Urgeschichte und Völkerkunde ist wohl allgemein anerkannt, wird aber praktisch in sehr verschiedener Weise gehandhabt. Erster Grundsatz muss sein, dass jede der beiden Wissenschaften zunächst aus sich heraus versucht, sowohl die Funde einer prähistorischen Stätte zu deuten, wie ihr Alter zu bestimmen. Weiter dürfen zur Aufhellung vorgeschichtlicher Tatsachen nur solche ethnologische Gegebenheiten herangezogen werden, die von Völkern aus gleicher oder annähernd gleicher kultureller Alterslage stammen.

Die Urgeschichte, deren Chronologie bis dahin im wesentlichen auf Form und Art der Steinwerkzeuge abstellte, hat die Entwicklung des Menschengeschlechtes zu sehr als in einer geraden Linie liegend und vom Primitiven zum Vollkommeneren führend aufgefasst. Nach W. Schmidt ging jedoch der Steinzeit eine Holzzeit voraus, in der der Mensch noch keine eigentliche Steinbearbeitung kannte. Die Pygmäen der Andamanen, ferner älteste Bewohner von Nordzentalkalifornien sind Völker, die noch heute auf dieser Stufe stehen. Dabei besitzen sie eine vollmenschliche Kultur in Wirtschaft, Gesellschaft, Ethik, Religion und Mythen.

Dass den ältesten Steinkulturen wenigstens stellenweise auch eine Knochen- (und Geweih)-Kultur vorangegangen ist oder mit ihr gleichaltrig ist, wird von der Urgeschichte heute immer mehr anerkannt. Die Knochenfunde in den Schichten des Peking-Menschen (Sinanthropos), des Heidelberg- und des Steinheim-Menschen werden von führenden Prähistorikern als solche immer mehr zur Geltung gebracht. Ein hervorragender Kämpfer für diese Anschauung ist Dr. Emil Bächler in St. Gallen, der eine solche Knochenkultur, verbunden mit einer

frühern Steinbearbeitung, im Wildkirchli, im Drachen- und Wildenmannloch seit Jahren entdeckt und erforscht hat. Er wurde gefolgt von K. Hörmann, der ähnliche Funde in der Petershöhle (Velden bei Nürnberg) gemacht hat. O. Menghin ist seit 1926 ebenfalls für eine solche Vorsteinkultur eingetreten.

Die Bezeichnung des Neandertalmenschen als *homo primigenius* habe, so führte Prof. Schmidt weiter aus, schon seit der Entdeckung des *Sinanthropus* ihre Berechtigung eingebüsst. Sie verliere sie noch mehr, wenn dem ganzen Steinzeitalter ein Holz- oder Knochenzeitalter vorangegangen sei und der Neandertaler erst in der jüngsten Schicht dieser Vorsteinzeit, in einem frühern Moustérien, auftrat. Stärker noch müsse von Seiten der Ethnologie abgelehnt werden, dass erst der angeblich im Aurignacien auftretende und dem Neandertaler folgende Mensch die Bezeichnung *homo sapiens* führen solle, da die Vertreter der Holzzeit eine vollmenschliche Kultur besessen hätten. Es gehe heute nicht mehr an, die grosse Zahl der aufgefundenen Neandertal-Schädel mit ihrer niedrigen, fliehenden Stirn, den knochigen Augenbrauenwülsten, dem mangelnden Kinn, als primitive Formen anzuführen, seitdem der so lange beiseite gelassene Piltown-Schädel mit hoher Stirn und ohne Augenbrauenwülste den geologisch ältesten Fund darstelle. Ferner liege in dem Swonscombe-Menschen eine wohl jüngere Menschenform vor; sie sei aber älter als sämtliche Neandertalerfunde und auch der Steinheim-Schädel könne heute nicht mehr als ein typischer Neandertaler gelten. Auch er weise Beziehungen zum ältesten *homo sapiens* auf. Die Piltown-Gruppe weise den Schädeltyp der heutigen Holzzeit-Menschen, der Pygmäen, auf, der mit hoher Stirn, breiter Augen- und Nasenöffnung und fliehendem Kinn, aber ohne Augenwülste gekennzeichnet ist. Auch das Gehirnvolumen gleiche demjenigen der heutigen Pygmäen.

Im geologischen Alter folgt dem eigentlichen Piltown-Menschen zunächst der *Sinanthropus*. Wir kennen von ihm nur seine materielle Kultur, insoweit sie durch seine Knochen-, Geweih- und Steinwerkzeuge repräsentiert wird. Weidenreich und ihm folgend Weinert wollen ihn zum Kannibalen stempeln, weil von den etwa 40 Individuen, die in diesen Funden vertreten sind, vorherrschend Schädelteile, Kinnladen und Zähne und nur ein verschwindender Teil anderer Knochen gefunden wurden. Abgesehen davon, dass ein solcher spezialisierter Kannibalismus ethnologisch nicht bekannt sei, müsse, meint Prof. Schmidt, das Suchen nach einem solchen bei ältesten Menschheitsvertretern aufgegeben werden, weil der Kannibalismus erst in der Nacheiszeit, etwa vom Magdalénien an, auftrete. (Immerhin würde der nach den Höhlenfunden von Krapina von L. Reinhard und H. Obermaier behauptete Kannibalismus eine Ausnahme bilden. Anmerk. d. Red.)

Bei drei ethnologisch ältesten Völkern, so den Andamanen-Pygmäen und den Tasmaniern kennt man die Sitte, dass die Schädel der Verstorbenen und bei den Kurnai in Südostaustralien die Kinnladen als Trauer-Andenken lange Zeit getragen wurden und werden, so dass sich diese, aber nicht andere Knochen immer im Lager finden. Dieser Brauch vermöge die Funde bei Peking viel besser zu erklären als der Kannibalismus.

Es ist das Verdienst des schweizerischen Forschers Dr. Bächler, festgestellt zu haben, dass im Drachen- und Wildmanniloch eine älteste Opferkult-Stätte aus der letzten Zwischeneiszeit sich erhalten hat. Unabhängig von Dr. Bächler hat auch Dr. Hörmann diese Auffassung bestätigt. Dr. Bächler deutet die sorgfältige Aufstellung, Schützung und Orientierung von Schädel- und Langknochen, die Gehirn und Mark enthalten, als Opfertgabe an ein höheres Wesen. Von anderer Seite wurden diese Schädel als Hirndepot für eine primitive Fellgerberei erklärt, so auch vom dänischen Arktis-Ethnologen Dr. Birket-Smith. Hierzu ist zu sagen, dass die älteren Eskimogruppen der ältesten arktischen Kulturschicht, der sog. Eislochjagdkultur angehören; diese aber stammt erst aus dem jüngsten oder dem Epi-Paläolithikum. Selbst in dieser relativ ältesten polaren Kulturschicht wird aber bei keinem Eskimostamm Hirnmasse zur Fellbereitung verwendet, sondern die Felle werden nur in warmes oder fließendes kaltes Wasser oder in gestandenem Urin zum Gerben gelegt. Die harten Stellen werden von den Eskimofrauen gekaut. Erst bei einigen jüngeren Eskimostämmen werden Fischrogen oder Leber zum Gerben gebraucht. Die Verwendung von Hirnmasse tritt erst in der aus dem Neolithikum stammenden Schneejagdkultur auf, der auch eine jüngere Welle von Indianern in Nordamerika, nämlich die Athapasken angehören. Diese Art zu gerben verbindet sich mit dem Räuchern der Felle, besonders im Westen von Nordamerika; blosse Hirnverwendung wird im östlichen Teil des Westens und etwas in der Mitte geübt, während in der übrigen Mitte und im Osten dem Hirn entweder Leber oder Fett oder beides zugefügt wird.

W. Staub.

Einladung zur 121. Jahresversammlung der Schweiz.

Naturforschenden Gesellschaft

vom 6.—8. September 1941 in Basel.

Dieses Jahr findet in Basel die Jahresversammlung der NSG statt, an der die Sektion für Geographie und Kartographie nach dem letztjährigen Beschluss den Schweiz. Geogr. Landesatlas auf die Arbeitsliste setzt. Die Sektionssitzungen finden statt am Sonntag, den 7. September event. Montag, 8. September, 8—11 Uhr 50 im Stachelschützenhaus am Petersplatz. Am Sonntag-Nachmittag wird eine Führung durch die Stadt durchgeführt, die mit einer Uebersicht vom Wasserturm auf dem Bruderholz ihren Abschluss findet. Eine Exkursion ins Birseck am Montag nachmittag gibt Einblick in die Juralandschaften der Umgebung von Basel.

Alle diejenigen, welche einen Beitrag zum geplanten Atlas zu bringen gewillt sind, werden gebeten, bis zum 15. Juli den Titel und die erforderliche Zeit ihres Vortrages an mich zu senden. Ein Epidiaskop steht zur Verfügung. Ferner werden diejenigen, welche die Zustellung der Tagesprogramme wünschen, ersucht, sich beim Unterzeichneten zu melden.

Prof. Dr. PAUL VOSSELER,
Bruderholzallee 190, Basel